

(Nachdruck verboten.)

7) Auf der letzten Schwärze.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Als Niels sich aufrichtete, sah er einen langen, schmalen Schatten über den Abhang einer Klippe auftauchen. Er kam vom Thale und schien über die ausgetretenen Steinpfade zu fliegen, auf denen schon so viele Füße zu heimlichen Zusammenkünften geeilt waren. Und in einem Nu entfaltete sich das Glück in ihm gleichsam zu voller Blüte, und dieselbe Freude, die emporgesproßt, als er dort unten auf der Brücke Märtas Blick begegnete und ihre gestüßerten Worte vernahm, bemächtigte sich seiner aufs neue. Er eilte ihr nicht entgegen. Er erhob sich nur gemächlich, als schämte er sich des Gefühls, das seine Glieder erzittern ließ, und siegesgewiß, lächelnd, jung und glücklich liebte er sie ganz an sich heran, bevor er seine Arme erhob und ihre Schultern umring, um im nächsten Augenblick ihr Antlitz und ihren Hals mit Küffen zu bedecken.

„Niels!“ sagte Märta atemlos. „Niels!“

Aber das war nur des Anscheins halber, aus alter guter Sitte, und weil es sich so schickte. Niels sagte die Worte auch so auf, wie sie gemeint waren, und Märta wäre nicht wenig erstaunt gewesen, hätte er sie anders genommen.

Dann setzten sie sich nieder, und Märta begann zu plaudern. Sie zwischerte wie eine kleine Lerche, und sie hatte solch ein leises gedämpftes Lachen, nach dem sich Niels manche Nacht, wenn er in der Kojen lag oder auf dem Deck des Bootes am Steueruder saß, gesehnt hatte. Und die Worte flogen umher, als würden sie auf Verhenschwirren getragen und wären nur dazu da, im Sonnenschein zu flattern. Märta erzählte von Mutter und Vater, davon, welche Angst sie ausgestanden, als der „Delphin“ nicht kam, vom Lotsen Sjöholm, der mit ihr zu scherzen und des Abends auf sie zu warten pflegte, davon, wie sie sich nach Niels gesehnt, wie sie zu Mutter Albertina gegangen war und wie sie diese Nacht dagelegen und ihr Kopfpolster geküßt hatte. Dann nahm sie Niels um den Hals und küßte ihn noch einmal. Und dann begann sie von den Fischen zu sprechen, und wie lästig es war, dazustehen und mit dem Messer in den schweren Langfischen zu arbeiten und nachher nach Salzlauge riechen zu müssen, die nie weggehen wollte. Dann fiel es ihr ein, ob der kleine Bruder heute nacht wohl schlief, und ob jemand merken würde, daß sie draußen war. Und dann troh sie zusammen wie ein Kästchen, schlang Niels die Arme um den Hals und schmiegte sich in seine Umarmung. Dann blieb sie sitzen, schweigend und ausgeplaudert. Kein einziges Mal sah sie hinaus übers Meer, und in ihrem ganzen jungen Wesen war nichts, das nicht spielte und janzzte.

Niels sah da und hielt mit seinem Arm ihren Leib umschlungen, und über ihre Achsel sahen seine Blicke hinaus in die Ferne. Es war, als hätte das Meer sein Aussehen und seine Farbe geändert, als wäre es plötzlich etwas ganz andres geworden als das Meer, das er gesehen, als er eben erst allein hier saß. Die dunkle Weinfarbe, die vom Himmel hinab ins Wasser schimmerte, die blinkenden, breiten Lichtwogen des Leuchtturms, die kleinen, glimmenden Pünktchen viele Meilen weit weg im Süden, die Kühle in der Luft, die unendliche Dämmerung — all das wurde mit einem Male so wirklich, so losgelöst von Träumen.

Es schlug ihm als Glück und Kraft entgegen, und es war ihm, als knüpften ihn die weichen Arme um seinen Hals ohne Träume an jene Welt fest, die er mit seinen Augen erreichen konnte. Weit draußen glitt ein Dampfboot vorbei und Niels sah dessen grüne Laterne, ohne daß sie es vermochte, seine Gedanken anzuloden. Eine einsame Fischmöwe schwebte in der Dämmerung über seinem Haupte, so nahe, daß er das Raufchen der Flügel hörte. Aber er folgte ihrem Fluge nicht mit den Augen, er sah nur hinab auf einen braunen Hals und ein dunkles Haar, das er sachte mit der Hand streichelte, während er darüber nachsann, ob er wohl je, wenn er nicht allein war, das fühlen würde, was er eben

empfundnen — oder davon würde sprechen können, das einem andren anvertrauen, was bloß sein eigen war. Was er eben erst gedacht, als er dasaß, war fort und dennoch da. Es war eine Erleichterung, es los zu sein, und gleichwohl wußte Niels, daß es nie ganz verschwinden würde. Es würde wiederkommen und sein Recht geltend machen, dies, daß er wegen eines Nichts so weichen Sinnes wurde und so viel denken wollte. Aber wie wenn ein leichter Schleier den Blick verhüllt und man bloß zu blinzeln braucht, um wieder klar zu sehen, so beugte er sich abermals zu Märta hinab. Noch immer ohne zu sprechen, erhob er aufs neue ihr Köpfchen, und er fühlte mit Wonne, wie ihre Lippen den seinen begegneten.

Aber dann fiel Niels ein, daß er noch fast gar nichts gesprochen, obschon sie mehrere Wochen getrennt gewesen, und so sagte er plötzlich:

„Bist Du, daß wir uns den Bau ansehen?“

„Dahin kann ich nicht mit Dir gehen. August Sjöholm sieht uns vom Ausgud. Er hat heute nacht die Wache.“

„August Sjöholm,“ wiederholte Niels. „Was kümmert es ihn, wohin wir gehen?“

„Er ist dann so unausstehlich, wenn man ihn trifft.“

Es wurde beschlossen, einen Umweg zu machen, um Sjöholms Späherungen auszuweichen, und die beiden jungen Menschen gingen über den Felsenabhang zum Meere hinab. Ueber die Steine kletternd, hielten sie sich am Straube entlang, nahe an der Klippenwand, bis sie auf einer kleinen, flachen Felsenplatte standen, auf der sich die weiße Mauer des Baues erhob.

Niels und Märta stiegen langsam den Hügel hinauf, der zu dem Hause führte, und um nicht von dem gefährlichen Lotsenausgud gesehen zu werden, gingen sie rings herum zum Giebel, wagten jedoch nicht, sich auf die andre Seite zu begeben und durch die Thür einzutreten. Darum hob Niels Märta durch das Fenster hinein, griff fest zu und sprang ihr selbst nach.

Zum ersten Male standen die beiden allein innerhalb der Wände, die für ihr ganzes Leben ihr Heim umschließen sollten. Sie gingen aus der Küche in die andren Räume, drei kleine Zimmer, jedes mit zwei Fenstern.

„Wir wollen zuerst eine Stube oder zwei in Ordnung bringen,“ sagte Niels, „das andre kommt daran, bis es Zeit dafür ist.“

Märta nickte. Sie war mit einem Male ganz verstimmt, und ihr Gesicht wurde mild, nachdenklich und fein. Ohne etwas zu sagen, nahm sie Niels bei der Hand, und sie stellten sich beide ans Fenster und sahen hinaus aufs Meer. Wie sie da standen, konnten sie das gluckende Plätschern der Wellen gegen die Steine unter ihrem Fenster hören, und an der Wand hinter ihnen flammte der Schein von der Lichtwoge des Leuchtturms und vergoldete das weiße Holz. Wie sie da standen, glühten sie zwei ernsthaften Kindern, die im Spiele innegehalten haben und ihr eignes Glück nicht ahnen. Sie lehnten sich aneinander, und als sie sich küßten, traten ihnen die Thränen in die Augen vor übergroßer Seligkeit.

„So prächtig wohnt niemand im ganzen Dorf,“ sagte Märta.

Und die Worte gingen Niels geradeswegs ins Herz. Aber um sich nicht allzu viel anmerken zu lassen, erwiderte er nur: „Wenn Du es nur nicht zu einsam hast hier, so weit weg.“

Einsam! Märta schüttelte nur den Kopf und lachte. Und als sie fortgingen und zusammen durch das Dorf wanderten, da hatte Märta vergessen, daß es Augen gab, die sie sehen konnten. Noch immer hielt sie Niels' Hand, und wie sie so weiter schritten auf den wohlbekanntem Wegen, wo die Dämmerung sich zwischen den Häusern verdichtete, die so eng, so eng bei einander lagen, als wollten sie zusammenkriechen und sich Gesellschaft leisten, wenn der lange Winter kam, da war es ihnen beiden, als hätten sie nie zuvor einen Abend erlebt, an dem ihnen das Leben so unendlich nahe war und so groß. Es war ein Tag, den sie meinten niemals vergessen zu können. Und als sie zu Groß-Varjens Hütte kamen, zog Märta ihre Hand zurück und ging sachte hinein. Sie wagte es nicht, zu Niels zu sprechen, und in der Thür

wendete sie sich um, ohne zu nicken und ohne adieu zu sagen, und sah ihn bloß an.

Niels blieb lange am Staket stehen, und seine Augen hingen an der geschlossenen Thür, durch die das Mädchen verschwunden war. Und als er endlich wieder zu sich kam, ging er zurück, weit hinaus auf die Klippen am Strande. Dort legte er sich hin und schlief auf dem harten Stein, der noch von der brennenden Sonne des Julitags glühte.

6

Am Tage darauf wurden Niels und Märta jedoch böse miteinander, und wie man sich denken kann, ohne den mindesten Anlaß. Es geschah auf dem Hügel unter den Flügeln der alten Windmühle, mitten am helllichten Vormittag. Die Ursache? Ja, keines von beiden hätte sie nachher sagen können. Keines hätte sich zu erinnern gewußt, wann es anfang und wer anfang. Aber beide waren überzeugt, daß der andre die Schuld trug, und darum war die Versöhnung auch um so vieles schwerer.

Es ging so zu, daß sich die beiden jungen Leute ganz unermutet grade unter der Windmühle trafen. Sie hatten, jeder von seiner Seite, gleichzeitig den Hügel bestiegen, und sie hatten keine Ahnung davon, daß sie sich gerade jetzt sehen würden. Niels wurde so übermütig froh, als er Märta entdeckte, daß er wollte, sie sollte sich für ein Weilchen niedersetzen, damit er sie nur ansehen könnte. Aber Märta hatte gerade in diesem Augenblick Eile. Sie sollte für ihre Mutter, die daheim lag und wartete, etwas im Kramladen besorgen. Wahrscheinlich war sie ebenso ungeduldig, zornig und wild, daß sie nicht bleiben konnte, wie Niels darüber, daß sie es nicht that. Es war recht wunderbar, daß sie das nicht sagte, was ja doch das einfachste und natürlichste gewesen wäre. Aber Thatsache ist, daß sie es nicht that. Anstatt dessen mußte sie wohl etwas ganz andres gesagt haben, und sicher ist, daß sie etwas ganz andres sagte, als was sie eigentlich meinte. Denn Niels wurde mit einem Male ganz blaß. Er nötigte sie nicht länger. Er machte einen Schritt zurück und sah sie an, sein Blick wurde kalt und sein Mund zusammengekniffen. In seinem Innern war Niels in diesem Augenblick so weich, daß er sich hätte auf den Boden werfen und wie ein Knabe weinen können. Aber er wollte um keinen Preis Märta dieses Gefühl ahnen lassen, und darum hielt er sich tapfer und sah nur das Mädchen an, das vor ihm stand und heftiger und heftiger wurde, je länger sie sprach. Und je länger Niels sie ansah, desto härter wurde er. Es war, als seien ihm jetzt erst die Augen aufgegangen für etwas Böses, dessen Vorhandensein er früher gar nicht geahnt hatte. Er fühlte sich kalt und hatte das Gefühl, daß das Mädchen, so wie es da stand, ihm fremd war, und plötzlich mußte er daran denken, wie sie ihn am Abend vorher hatte warten lassen. Dies vermehrte den Groll, der in ihm tobte, und als Märta sich gegenüber einen Gesichtsausdruck sah, der getreu all die haßerfüllten Gefühle widerspiegelte, die Niels empfand, da brach sie in einen neuen Redestrom aus und sagte ihm alle bösen Worte, die sie nur wußte. Niels stand da und sah sie an und antwortete ihr kein einziges Mal. Als sie sich unterbrach, um Atem zu holen, spie er aus.

„Geh Du zum Teufel!“ fluchte er.

Was Märta erwiderte, hörte er nicht, er sah nur, wie sie sich umwendete und über den Abhang, der zum Kramladen führte, verschwand. Niels setzte auch seinen Weg fort, ohne sich umzusehen, und seine Gedanken waren scharf und klar. Es wurde ganz kalt in ihm, und er kam sich mit einem Male so wunderbar klarichtig und klug vor. Ein Schmerz, so wie er ihn nie gefühlt, überkam ihn, aber der Schmerz lag, so glaubte er, nicht darin, daß er Märta verloren, sondern darin, daß er dumm gewesen und sich von einer Dirne bei der Nase hatte herumführen lassen. Wie häßlich sie war, als sie so redete, wie abscheulich häßlich! Merkwürdig, daß er das nie früher gesehen hatte.

Daß dies nie wieder gut gemacht werden sollte, gelobte Niels sich selbst. Er biß die Zähne zusammen und schwor, eher sollte die Zunge in seinem Munde verdorren, ehe er ein Wort zur Versöhnung sagte. Er hatte das Verlangen, Märta etwas anzuthun, das ihr so recht wehe thun sollte, und um etwas derartiges zu finden, ging er am selben Tage lange grübelnd umher. Es sollte ihr in der Seele wehe thun, und gleichzeitig sollte es ihr in entscheidender Weise zeigen, daß sie für ihn weniger als nichts bedeutete.

Als Niels bis spät in den Nachmittag darüber nachgedacht

hatte, kam ihm schließlich der Einfall, und er ging zu seiner Mutter. Denn er brauchte eine Bundesgenossin, um seinen Plan ins Werk zu setzen.

Er traf die Mutter im Begriffe an, Brot zu backen, das Vater mitnehmen sollte, wenn der „Delphin“ in ein paar Tagen seine neue Reise antrat. Die kleine lebendige Alte stand mitten in der Arbeit, den Teig anzumachen, und der Mehlstaub flog um sie herum. Aber ihre klugen alten Augen sahen gleich, daß mit dem Sohne nicht alles war, wie es sein sollte, und darum that sie nicht dergleichen, sondern bot ihm bloß die Tageszeit, in der sicheren Erwartung, daß er erzählen würde, wenn man ihn nicht fragte.

Niels ließ sich auch in der Küche auf einen Stuhl nieder, der leer stand, und für eine Weile wurde ihm so wunderbar zu Mute, da er beinahe das vergessen hätte, was er zu sagen gedachte. Erst als er merkte, daß die Mutter herumging, und sich gleichsam wunderte, warum er so dasaß, erinnerte er sich endlich an sein Vorhaben. Und als er dann zu sprechen anfang, war es ihm, als bräche er etwas entzwei, was nie wieder ganz werden könnte. Er fühlte einen Schmerz, als müßte ihm die Brust zerspringen, und er konnte den Blick der Mutter nicht aushalten, sondern sah zu Boden.

Endlich begann er:

„Meint Ihr, daß es viel Sinn hat, wenn Vater diesmal mitgeht?“

Die Mutter antwortete nichts Ausgesprochenes auf das, was Niels gesagt hatte. Aber es gab ihr einen Ruck, als sie den Tonfall von Niels' Stimme hörte.

„Ich meine nur“, fuhr er fort, „daß Vater alt ist und es wohl am besten wäre, wenn er jetzt daheim bleiben würde. Ich kann ja fahren. Ich hab' ja Zeit bis zum Herbst.“

Mutter Boda stand da und knetete ihren Teig, und während sie das that, sah sie, so oft es ging, verstohlen zu dem Sohne hin, der dasaß und hartnäckig auf die Erde starrte.

„Vater ist wohl alt genug, um für sich selbst denken zu können“, probierte sie vorichtig.

Mutter Boda verstand, daß diese Einwendung nichts nützen würde. Sie entnahm nur zu gut aus Niels' ganzer Art, daß etwas nicht so war, wie es sein sollte, und sie wußte, daß es zuweilen weniger gefährlich sein kann, jemand, der alt und gebrechlich ist, zur See gehen zu lassen, als einen Jungen und Frischen. Und sie sprach hauptsächlich, um sich nicht vorwerfen zu müssen, zu leicht nachgegeben zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Eulenspiegel des klassischen Altertums.

Das ausgehende deutsche Mittelalter hat in Thyl Eulenspiegel ein Original hervorgebracht, das mit unverwiltlichem, manchmal äußerst derbem Humor und mit heissem Sarkasmus die städtische Kultur vom Standpunkt des Bauern aus verspottete und in nährlicher Form hausbadene Lebensweisheit von sich gab. Eine in mancher Hinsicht sehr ähnliche, freilich mehr ins Philosophische gelehrte und überhaupt weit höher stehende Gestalt besaß das klassische Altertum an dem berühmten Eyniker Diogenes. Mit Eulenspiegel hat der griechische Sonderling auch das gemein, daß ihm als der zweifellos vollstimmlichsten Persönlichkeit des Altertums zahllose, bissige Schläger, die er nie gesprochen, in den Mund gelegt und denn auch entsprechende Erlebnisse angebildet worden sind. Innerhin heben sich die äußeren Schicksale, wie die ganze Persönlichkeit des Diogenes weit deutlicher aus dem verhüllenden Nebel der Volkssage heraus, als dies bei Eulenspiegel der Fall ist.

Gegen das Jahr 412 v. Chr. in der reichen griechischen Pflanzstadt Sinope am Schwarzen Meere als Sohn des Geldwechslers Ibsias geboren, wurde er, noch ein Jüngling, in eine Falschmünzer-affaire seines Vaters verwickelt und sah sich dann auch infolge politischer Schwierigkeiten gezwungen, als Flüchtling der Heimat den Rücken zu kehren. Zu seinem Exil wählte er das Centrum des griechischen Geisteslebens, Athen. Da hat Diogenes nun lange Jahre, zunächst als eifriger Schüler von Sokrates' Schüler Antisthenes, dem Stifter der eynischen Philosophenschule, dann als selbständiger und origineller Philosoph gelebt: in freiwilliger Armut, für den notwendigsten Lebensunterhalt auf die Gaben seiner Freunde und Bereiter angewiesen, ohne irgend etwas zu besitzen außer einem großen Tuch zum Bedecken seiner Blöße und gleichzeitig als Lager, einem Nanzen, wie ihn Bettler trugen, und einem Stod. Nicht einmal eine feste Wohnung nannte er sein eigen, sondern er hat lange Zeit im Vorhof

des Metroon, des athenischen Staatsarchivs, nach Art der dortigen Obdachlosen in einem Faß gepaukt, dessen Zweckmäßigkeit als Wohnung er scherzend in der Weise hervorhob: er löste die Thüre seiner Kammer nach jedem Winde drehen.

Tags über trieb er sich in der Stadt umher und ulkte, die es hören und die es nicht hören wollten, mit seinen bissigen Witworten an. Ueber die barocke Form, die er seinen Weisheitslehren gab, hat er selbst geäußert, er gebe gleich einem guten Gesangslehrer den Ton höher an, damit die übrigen den richtigen Ton lernten. Er hielt übrigens auch systematische Vorträge in wissenschaftlicher Form. Als er einst dabei war, ohne aber Zuhörer zu finden, begann er, wie ein Vogel zu zwitschern. Da strömten die neugierigen Gaffer zusammen, er aber schalt sie weidlich, daß sie zu dummem Zeug eiligt kämen, für ernstliche Dinge dagegen keine Zeit hätten. Bekannt ist, daß er einmal bei hellem Tage mit einer brennenden Laterne über die Straße ging und auf die verwunderten Fragen nach dem „Warum“ antwortete, er suche nach Menschen. Zuweilen machte er mit seinem trefflicheren Sarkasmus üble Erfahrungen, so mit dem reichen Progen Meidias, der ihm in der That ein paar Ohrfeigen verabsolgte, ihn aber in selbstgefälligem Glauben an die unüberwindliche Macht des Geldes damit zu verschüchtern glaubte, daß er ihn bei seinem Bankier 3000 Drachmen (2400 M.) anwies. Den folgenden Tag kam Diogenes wieder, mit einem Schlagring versehen, wie ihn die Vögel trugen, versetzte dem aufgelaufenen Geldmann ein paar ordentliche Pöffe und teilte ihm lakisch mit, er könne die 3000 Drachmen beim Bankier wieder abheben.

Bei einer kleinen Reise nach der nahen Insel Regina fiel er in die Hände von Seeräubern, wurde als Sklave verkauft und kam nach Korinth in das Haus des reichen Xenokles. Dieser brauchte ihn als Erzieher seiner Söhne und war von seinen pädagogischen Talenten so entzückt, daß er sagte, mit Diogenes sei ein guter Genius in sein Haus gekommen, und daß er ihm nachher die Freiheit schenkte. In seinem alten Stile weiter lebend und philosophierend, auch einige eifrige Schüler aus den untersten Volksklassen um sich sammelnd, hat Diogenes dann in Korinth seinen Lebensabend verbracht. Berühmt ist seine Unterredung mit dem macedonischen Eroberer Alexander, der sich auf der Durchreise in Korinth das weltbekannte Original besahen wollte und herablassend den Philosophen aufforderte, sich eine Gunst auszubitten, sich aber durch die verächtliche Antwort, er möge ihm ein wenig aus der Sonne gehen, abgewiesen fand. In nämlichen Jahr wie König Alexander — 323 v. Chr. — ist Diogenes, ungefähr 90 Jahre alt, gestorben. Die Stadt Korinth setzte ihm eine marmorne Denkhäule, auf der ein Hund ruhte, welchem Tier er sich oft verglichen hatte.

Heute versteht man unter einem Eyniker einen Menschen, der selber ohne positive Ideale, alles mit spöttischen Augen betrachtet, überall nur das Gemeine und Niederträchtige der Menschennatur sieht. Ein Eyniker in diesem Sinne war Diogenes nicht, sondern er hatte zusammenhängende Ideen über Gott, Gemüt und Welt. Den Spekulationen über das Göttliche freilich, der Metaphysik, maß er nur geringen Wert bei. Die bunte Götterwelt seiner Landsleute erschien ihm als dummes Zeug, dichterische Erfindung; hierfür, wie für allen Aberglauben, hatte er nur Gott. Er selber bekamte sich zu dem pantheistischen Standpunkt, daß alles mit Gott angefüllt sei, und so sah er in allen Lebewesen Brüder des Menschen. Sein Hauptinteresse aber galt der Ethik, dem sittlichen Wesen des Menschen, der Lehre von Staat und Gesellschaft. Da verneinte er so ziemlich alles Bestehende. Der kantönligeist der kleinen griechischen Städte-republiken war ihm ebenso zuwider wie das macedonische Königtum, das noch zu seiner Zeit seine Hand auf Griechenland legte; von den Königen urteilte er: die Maitressen seien ihre Beherrscherinnen; denn sie thäten bloß, was jene wollten. Stand und Würden erschienen ihm als „Dachmäntel für die Schlechtigkeit“. Und wie die bestehende Form der Familie verwarf er auch das geltende Eigentumsrecht, vor allem die Grundlage der antiken Zivilisation, die Sklaverei. Sein Idealstaat sollte die ganze Welt, alle Menschen in brüderlichem Zusammenleben vereinigen. Auf die Frage, woher er sei, antwortete er, er sei ein Kosmopolit (Weltbürger). Dies Wort hat Diogenes zuerst geprägt. In seinem Weltstaat sollte der Kommunismus gelten, ein Arbeitsgeld aus Knochen die Metallmünzen ersetzen. Wie bei Plato, so ging auch bei ihm die Gütergemeinschaft Hand in Hand mit der Weibers- und Kinder-gemeinschaft. In der Arbeit sah er die naturgegebene Belohnung der menschlichen Geistes- und Leibeskräfte; dabei wollte er von den bloß sportmäßigen Leibesübungen seiner Landsleute nicht viel wissen, sondern verlangte nützliche Arbeit: „Statt unersprißlicher Arbeiten muß man die von der Natur selbst gebotenen erwählen und so zum wahrhaft glückseligen Leben gelangen.“ Freiheit der Rede und Freiheit überhaupt erschienen ihm als das Schönste unter Menschen. Ueber den Weg dazu und zu seinem kommunistischen Ideal freilich dachte er anders, wie wir heute: er predigte die möglichste Bedürfnislosigkeit, wie er sie selber praktizierte. Das erscheint uns als ein Verzicht auf alle höheren Kulturgenüsse. Man muß aber bedenken, daß es in der antiken Gesellschaft, deren Zivilisation auf der Sklaverei der Massen beruhte, Maschinen und Großindustrie nicht kannte, der einzig denkbare Weg war, um zur Befreiung der Menschheit vom Joch der Ausbeutung zu gelangen.

Mit seinen Ideen von Internationalität, Kommunismus, Arbeitspflicht war Diogenes unter den besitzenden Klassen seiner Zeit,

wie unter der Masse der besitzlosen Freien, die möglichst arbeitslos auf Staatskosten und also vom Schweiß der Sklaven zu leben gewöhnt waren, ein Prediger in der Wüste. Er mußte das selbst sehr wohl. Eines Tages machte er Anstrengungen, ins Theater zu gelangen, als die ganze Masse heraustrat; auf die Frage, warum er so gegen den Strom schwimme, antwortete er: „Das thue ich alle Tage.“ Es war also, wenn er Nützlicheres leisten wollte, als ein in diesem Falle ganz unfruchtbares Karthium auf sich nehmen, keiner der geringsten Beweise seiner Genialität, daß er seine Lehren gewöhnlich unter dem Gewande originellen Narrentums vortrug, daß er sich auf den Eulenspiegel hinausspielte. — re.

(Nachdruck verboten.)

Etwas über Lawinen.

Alljährlich, wenn's dem Lenz entgegengeht, das heißt mit andren Worten, wenn die Bitterung umschlägt, giebt's in den meisten Hochalpengebieten der Erde das aufregende Schauspiel der Lawinenstürze, wie es die Bewohner der Schweizer Kantone Waadt und Valais auch heuer wieder am 4. April erlebt haben. Abgesehen davon, daß solche Stürze auf einige Zeit jeglichen Verkehr einfach unmöglich machen, richten sie in der Regel zugleich schwere Schäden an. Diesmal ist z. B. die Simpsonstraße bei Gantebriode auf eine Strecke von 73 Meter Länge weggerissen worden. Dabei sei denn an den furchtbaren Gletschersturz erinnert, der in der Nähe des Simplonpasses bei der Hochboden- und Flatscheralp am 19. März v. J. niederging, das ganze Seugthal verschüttete und zwei Menschen tötete. Glücklicherweise kommen Gletscherstürze nur selten vor. Unter den deutschen Mittelgebirgen kommen für Lawinenstürze hier und da noch der Schwarzwald und das Riesengebirge in Betracht. Letzteres hat diesmal auch sein Schauspiel gehabt.

Um einen Begriff von der Beschaffenheit hochalpiner Regionen zu geben, genügt es, daran zu erinnern, daß z. B. allein in den Schweizer und östreichischen Alpen über 60 deutsche Quadratmeilen mit Schnee und Firn bedeckt sind. Die Zahl der Gletscher beträgt 2000, davon sind etwa 200 Gletscher erster Ordnung. Man hat berechnet, daß sämtliche Gletscher dieser Gebirge an einem warmen Sommertage bis 4200 Millionen Kubfuß Wasser thalwärts senden. Unterhalb der Gletscher beginnt die Region des ewigen Schnees. Jene Höhenlinie, oberhalb welcher die sommerliche Wärme nicht mehr ausreicht, den im Verlauf des Jahres fallenden Schnee wegzuschmelzen, heißt die klimatische Schneegrenze. Sie lau, besonders in trockenen Passatgebieten der Erde, wie in der Peruanischen Westkette und im asiatischen Küstlan, zu rund 6000 Meter angenommen werden. Zu den Anden von Chile reicht sie in verschiedenen Breiten 1200, 2600 und 5200 Meter. In den Ostalpen steigt der Schnee 2500—2900 Meter empor, im Skastadengebirge 2400, in Norwegen (Küstennähe) 1200, auf Spitzbergen aber nur noch 400—500 Meter. Ungeheurer sind die Massen alljährlich herniederfallenden Schnees. Der berühmte englische Physiker Tyndall hat seiner Zeit berechnet, daß seit Beginn unsrer Zeitrechnung in den Alpen 1700 Meter Schnee gefallen wären! Das um annähernd dieses Maß die Höhe der Gebirge hätte zunehmen müssen, liegt klar. Stele Schmelzen und Stürzen sorgen, daß die Schneemasse nicht zu sehr überhand nimmt. Auf diesen Schneefeldern, in der Thalrichtung zu, wird die Lawine geboren, als deren Uebergangsformen zuvor die Schneerutsche auf unterliegendem Schnee oder auf dem Boden zu betrachten sind.

Die Hauptursache der eigentlichen Lawinen bildet das An- und Abreißen größerer Schneemassen. Ihre oft ineinander übergehenden Grundformen sind die Grund-, Staub- und Oberlawine. Die Grund- oder Schlagslawinen bilden sich meist bei Tauwetter, wenn durchweichter Schnee durch eignes Gewicht an steilen Berglehnen abrutscht und sich als eine kompakte im Sturz sich verdichtende Firn- und Eismasse zu Thal wirt. Staublawinen entstehen bei kaltem Wetter meistens schon während des Schneefalles, wenn feinstäubiger trockner Schnee auf kaltem Verhange abgleitet und als staubende Masse zu Thal fährt. Sie sind weniger durch ihre Masse als durch den orkanartigen Luftstrom, den sie vor sich hertreiben, gefährlich. Von beiden Arten unterscheidet man (zum Beispiel in Poßlad) als Oberlawinen solche, deren Abriß nicht auf dem unterliegenden Boden, sondern höher auf oder in den Schneelagen selbst erfolgt. In Tirol kennt man unter dem Namen „Scharrlawine“ dann noch eine auch im Himalaja beobachtete eigenartige Art, die aus einer Anzahl sich bewegender Schneebälle besteht. Sie geht, nicht selten, im Frühjahr nieder, wenn der Schnee aufstant und weich und wässrig wird. Der weiche Schnee hat nämlich beim Abfahren aus der Höhe die Neigung, sich in kleinere oder größere Kugeln zu ballen. Wo die Lawine sich ins Flache verläuft, bilden sich die Kugeln.

Von größtem Einfluß auf die Entstehung der Lawinen ist die Temperatur und der Föhn. Dieser eigentümliche Wind hat seinen Ursprung in den Alpen selbst und bildet in jenen Thälern ein sehr wichtiges klimatologisches Element, namentlich im Frühjahr, wo er in unglaublich kurzer Zeit die Schneedecke schmilzt. „Schneefresser“ wird er daher auch genannt. Die Zahl der Föhnstage ist auf der Nordseite durchschnittlich 36 im Jahre, und zwar kommen auf den Winter 10, aufs Frühjahr 12, auf den Sommer 4 und auf den Herbst wieder 10. Die meiste Gewalt übt er im Frühjahr. Daher die vielen Lawinenstürze! Außerdem übt die Veränderung des

Schnees, die Gesteinsart, die Böschung und Bedeckung der Berghänge ihren nicht zu unterschätzenden Einfluß aus. Kommt zu all dem eine Erschütterung des Bodens, reichlicher Schneefall bei völlig stiller Luft, so bedarf es vielleicht nur eines lauten Rufes, eines Glodentones, oder eines fallenden Steines, und die Schneemasse setzt sich in Bewegung. Die Verheerungen sind, wie die geographische Geschichtsschreibung und Statistik beweist, von ungeheurer Wirkung. Auf Jahre hinaus wird Weide, Ackerland und jeglicher Vegetationsstand verödet.

Die Alpenbewohner haben sich seit je vor Lawinstürzen zu schützen verübt. In der Regel gehen die Ungetüme, besonders Schlagslawinen, wieder denselben Weg, den sie sich das erste Mal bereitet haben. Mehr ist man genötigt, unvorhergesehenen Stürzen vorzubeugen. Wald bildet den natürlichsten Schutz, weshalb solche Bestände als sogenannter „Bannwald“ nicht gefällt werden dürfen. Ein weiteres künstliches Schutzmittel ist der „Lawinbrecher“, das ist eine keilförmige, mit der Schärfe nach der Berghöhe zugekehrte Steinmauer, die die heranbrausende Lawine in zwei vom Gebäude selbst abgelenkte Teile zerlegen soll. In neuerer Zeit verbaut man die Stellen, wo mehr oder minder regelmäßig Lawinen losbrechen — man nennt sie „Lawinenzüge“ — mit Pfahlwerk und Flechtzäunen, Schneebrücken, Mauerwerk und sucht durch Aufforstung kahler Hänge die Lawinengefahr, so gut es geht, zu beseitigen. —

E. K.

Kleines Feuilleton.

— Die Psyche des Sperlings und des Menschen. Professor Mach erzählt in der „Analyse der Empfindungen und die Verhältnisse des Physischen zum Psychischen“ (Zena, Gustav Fischer, 3. Auflage.) eine Beobachtung, die er vor Jahren bereits gemacht hatte, um seine Anschauung, daß die sogenannten Reflexbewegungen der Tiere sich in natürlicher Weise als Gedächtnisercheinungen außerhalb des Bewußtseinsorgans auffassen lassen, näher zu begründen. „In den Herbstferien 1878“, so lautet die betreffende Stelle, „brachte mir mein kleiner Junge einen wenige Tage alten Sperling, welcher aus dem Neste gefallen war, und wünschte ihn aufzuziehen. Die Sache war jedoch nicht einfach. Das Tierchen war nicht zum Schlingen zu bewegen und wäre den unerbittlichen Instinkten beim gewaltsamen Füttern sicherlich bald erlegen. Da stellte ich folgende Ueberlegung an: „Das neugeborene Kind wäre unsehbar verloren, wenn es nicht die vorgebildeten Organe und den ererbten Trieb zum Saugen hätte, welche durch den passenden Reiz ganz automatisch und mechanisch in Thätigkeit geraten. Etwas ähnliches muß also in anderer Form auch beim Vogel existieren. Ich bemühte mich nun, den passenden Reiz zu finden. Ein kleines Insekt wurde an ein spitzes Stäbchen gesteckt und an diesem um den Kopf des Vogels rasch herum bewegt. Sofort sperrte das Tier den Schnabel auf, schlug mit den Flügeln und schlang gierig die dargebotene Nahrung hinab. Ich hatte also den richtigen Reiz für die Auslösung des Triebes und der automatischen Bewegung gefunden. Das Tier wurde zusehends stärker und gieriger, es fing an nach der Nahrung zu schnappen, erfaßte einmal auch ein zufällig vom Stäbchen auf den Tisch gefallenes Insekt und fraß von da an ohne Anstand selbständig. In dem Maße, als sich der Intellekt, die Erinnerung, entwickelte, war ein immer kleinerer Teil des auslösenden Reizes notwendig. Das selbständig gewordene Tier nahm nach und nach alle charakteristischen Sperlingsmanieren an, die es doch nicht eigens gelernt hatte. Bei Tage (bei wachem Intellekt) war es sehr zutraulich und liebenswürdig. Des Abends traten regelmäßig andre Erscheinungen auf. Das Tier wurde furchtsam. Es suchte immer die höchsten Orte der Stube auf und beruhigte sich erst, wenn es durch die Zimmerdecke hindurch wurde, noch höher zu steigen. Wieder eine andre, zweckmäßig ererbte Gewohnheit! Näherte man sich dann, so sträubte es die Federn, fing an zu fauchen und zeigte den Ausdruck des Entsetzens und der leidenschaftigen Gespensterfurcht. Auch diese ist ganz wohl begründet und zweckmäßig bei einem Wesen, das unter normalen Verhältnissen jeden Augenblick von irgend einem Ungetüm verschlungen werden kann. Diese letztere Beobachtung bekräftigte mir die schon vorher gefaßte Ansicht, daß die Gespensterfurcht meiner Kinder nicht von den (sorgfältig ferngehaltenen) Ammenmärchen herrühre, sondern angeboren war. Die Gespensterfurcht ist die wirkliche Mutter der Religionen. Weder die naturwissenschaftliche Analyse, noch die sorgfältige historische Kritik eines David Strauß Mythen gegenüber, welche für den kräftigen Intellekt schon widerlegt sind, bevor sie noch erfunden wurden, werden diese Dinge plötzlich beseitigen und hinwegdekretieren. Was so lange einem wirklichen ökonomischen Bedürfnis entsprach, teilweise noch entspricht (Furcht eines Schlimmeren, Hoffnung eines Besseren), wird in den dunkleren, unkontrollierbaren, instinktiven Gedankenreihen noch lange fortleben. Wie die Vögel auf unbewohnten Inseln (nach Darwin) die Menschenfurcht erst im Laufe mehrerer Generationen erlernen müssen, so werden wir erst nach vielen Generationen das unnötig geordnete „Gruseln“ verlieren. Jede „Fausi“-Aufführung kam uns darüber belehren, wie sympathisch uns insgeheim die Anschauungen der Hezenzeit noch sind. Klüglicher als die Furcht vor dem Unbekannten wird dem Menschen die genaue Kenntnis der Natur und seiner Lebensbedingungen. Und bald ist es für ihn am wichtigsten, daß er auf der Hut sei vor Nebenmenschen, die ihn roh vergewaltigen oder durch Zerebration seines Verstandes und Gefühls perfid mißbrauchen wollen! —

Theater.

Schiller-Theater. „Der Hegenfang“, Lustspiel in einem Aufzuge von Hans Gopfen. „Der Mensch in der Bestie“, Schwank in drei Akten von Lothar Schmidt. — Bei der Aufführung des Lothar Schmidtschen Schwankes kam es zu einem häßlichen Theaterstandal. Mitten im dritten Akt ging ein Pfeifen, ein Pischen und Trampeln los, so daß der Vorhang fallen mußte. Der größere Teil des Publikums, das zuerst in passiver Verdurstheit dagelassen, demonstrierte dann gegen die ungezogene brutale Störung durch lautes Händeklatschen. Der Autor erschien vor dem Vorhang. Aber die Komödie wurde nicht zu Ende gespielt. Die Ursache des Standals ist in seiner Psychologie einigermaßen rätselhaft.

Der Schwank bot zu solchen Leidenschaftsausbrüchen wahrlich keinen genügenden Anlaß. Neben der alten Pöhlischen Fosse „Der Jongleur“, die vor mehreren Wochen auf eben dieser selben Bühne unter dröhnenden Beifallsbezeugungen des Publikums gegeben wurde, kam sich auch „Der Mensch in der Bestie“, so schwach das Stückchen in sich selbst ist, noch immer sehen lassen. Wer jene Pöhlischen Späße, den zum Türken verkleideten Sachsen usw., mit Vergnügen zu sich nimmt, der hat gewiß kein Recht, sich über Lothar Schmidtsche Mätzchen aufzuregen. Die Erziehung zur Kunst wird in den paar Wochen doch vermutlich nicht in so rapidem Tempo vor sich gegangen sein, daß sie bei diesem Publikum, wie mit einem Kuck, zur Umwertung aller Werte geführt hat. Aber auch ganz abgesehen von solchen Reminiscenzen, wer den beneidenswerten Vorzug hatte, den Premieren dieses Winters beizuwohnen, der wird sich gar nicht so weniger mit allen Ehren aufgenommener Stücke erinnern, die ihn in viel tiefere Abgründe trostloser Langeweile gestürzt haben, als dieser anspruchslos im Stil der „Fliegenden Blätter“ gehaltene, über den so unvermutet ein Strafgericht hereinbrach. Der Gedanke, einen provinzialstädtischen Dichterkreis, der zur Feier des Humboldtjubiläums eine Textkomödie aufführt, auf die Bühne zu bringen, war gar nicht so übel, und in den beiden ersten Akten erfreute da auch mancher ganz lustige und dankbar belachte Einfall. Aber freilich die Längen und die Wiederholungen, die schon hier störend hervorstraten, verdoppelten und verdreifachten sich in dem verhängnisvollen Schlußakt. Und schließlich mochte es das possenhafte Herumhopten der Vereinsmitglieder in Tiermasken gewesen sein, was, gereizt wie die Stimmung einmal war, dem Haß den Boden auslähmte. Das gute, zum Teil vortreffliche Spiel der Darsteller war vergebens bemüht.

Wäre mit gleichem Maß gemessen worden, so hätte auch Hans Gopfens, des belannten Romanschriftstellers phantastisch-mittelaltliches Lustspiel „Hegenfang“, das den Abend eröffnete, kein günstiges Geschick gehabt. Die Bekehrung eines Doktor Faustus von defakadener Hegenliebchaft zu sittsamem Heiratsantrag an ein unschuldvolles Gretchen bildet den Inhalt. Allerhand primitiv-melodramatischer Zaubersput muß dabei herhalten, und die Ausführung fällt, trotzdem der Titel ein „Lustspiel“ verspricht, durchweg ins Possenhafte-Burleske, um am Schluß endlich gar in trockener Lehrhaftigkeit vollends zu verenden. Doch — war es der berühmte Name, oder waren es die reichlichen Sentationen des Stückes, oder seine treuherzige Tendenz, was dabei den Ausschlag gab? — hier bewährte sich die alte ungebrogene Beifallslust. Mit enthusiastischem Klatschen wurde der Dichter gerufen. —

Humoristisches.

— Zu höflich. Frau (leise zum Bauer, der ins Eisenbahncompé steigen will): „Du Jokele, da sitzt schon einer drin . . . thust nicht anknöpfe?“ —

— Verzweifelttes Mittel. A. (nachts auf dem Marktplatz): „Mensch, was machst Du denn hier unter dem Sprüngenbummen?“

B.: „Ach, ich habe mich um eine Stunde verspätet und da muß ich meiner Frau einreden, es hätte so furchtbar geregnet!“ —

— Glücklich verheiratet. Nachbarin: „Sehen Sie dem Ihren früheren Zimmerherrn noch manchmal, seitdem er verheiratet ist?“

Hausfrau: „O ja, er kommt noch sehr häufig zu mir . . . und läßt sich einen Knopf annähen!“ —

(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Emil Höfer vom Hamburger deutschen Schauspielhaus ist vom 1. September für das Lessing-Theater engagiert worden. —

— In der Wiener Hofoper hat das neue Ballett von Irene Sironi „Die Perle von Siberien“ einen großen Erfolg gehabt. —

— Klingers Beethovenstatue wird von dem Leipziger Kunstverein für die städtischen Sammlungen in Leipzig erworben. —

c. Hohe Preise für Bilder. Bei einer Versteigerung in New York brachten: Rubens „Heilige Familie“ 50 000 Dollars und Jules Bretons „Mohnerte“ 30 000 Dollars. —